

Einleitung

Literatur und Institution

DOMINIK MÜLLER, RALPH MÜLLER,
DANIEL ROTHENBÜHLER, HUBERT THÜRING

Am 28. Juni 1989 unterzeichneten Friedrich Dürrenmatt und die Schweizerische Eidgenossenschaft einen Erbvertrag, mit dem der Schriftsteller dem Heimatstaat seinen literarischen Nachlass vermachte. Als Gegenleistung verpflichtete sich die Eidgenossenschaft zur Gründung des Schweizerischen Literaturarchivs, die 1991 erfolgte. Dürrenmatt war aber nicht nur Stifter einer für die jüngere Geschichte und Gegenwart der Schweizer Literatur seither bedeutenden Institution, als «Dramatiker der Institutionen» zeigte er diese immer wieder als Gegenstand seiner Grotesken.¹ So auch in seiner Rede auf Václav Havel, drei Wochen vor seinem Tod, in der er die Schweiz mit seiner berühmt gewordenen Gefängnismetapher als eine Institution darstellte, deren Insassinnen und Insassen als Gefangene ihrer selbst ihre Freiheit im Freiheitsentzug suchen.² In seinen Texten, die auf diese und andere Weise Kritik an Institutionen üben, erweisen sich die Institutionen als ebenso paradox wie die Menschen selbst: so etwa in der Komödie *Die Physiker* (1962) mit dem Sanatorium «Les Cerisiers», vermeintlicher Ort der Zuflucht vor dem Wahnsinn der Welt, der sich als dessen eigentlicher Hort erweist, oder im Roman *Justiz* (1985) mit einem Rechtswesen, dessen Investigationslogik Schuld in Unschuld und Unschuld in Schuld verkehrt. Dürrenmatts Werk zeugt zum einen davon, wie die Literatur mit ihrer Kritik und Selbstreflexion ihrerseits als eine Art aufklärende und schützende Institution zu fungieren vermag, zum anderen aber auch, wie Literatur selbst institutionalisiert werden kann.

Eine vielleicht typisch helvetische Ambivalenz zwischen Unabhängigkeitswillen gegenüber und Anhänglichkeit an Institutionen zeigt sich schon bei Gottfried Keller. In seinem autobiografischen Roman *Der grüne Heinrich* (1854–55/1879–80) malt er breit aus, wie die Relegation aus der öffentlichen Schule für den vierzehnjährigen Titelhelden gleichzeitig ein Trauma bedeutet und einen vermeintlichen Freiheitsgewinn, der ihn zum Künstler zu machen scheint. Die Ambivalenz kommt auch in der vielzitierten poetologischen Verlautbarung zum Ausdruck, in der Keller seinen Freiheitsanspruch gegenüber

1 Vgl. den Beitrag von Ulrich Weber in diesem Band, S. 61–70.

2 Vgl. Friedrich Dürrenmatt: Die Schweiz – ein Gefängnis. Rede auf Václav Havel (22. November 1990). In: Meine Schweiz. Ein Lesebuch. Bd. 22. November 1990. Hg. von Heinz Ludwig Arnold et al. Zürich 1998, S. 220–233.

der realistischen Doktrin der Wirklichkeitstreue als «Reichsunmittelbarkeit der Poesie» umschreibt.³ Der Begriff stammt aus der Gründungsgeschichte der Eidgenossenschaft und meint die Unabhängigkeit der Urkantone von Territorialmächten wie Habsburg innerhalb des Rechtsrahmens der obersten Institution, des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation. Freiheit und Bindung bedingen einander.

Auch die Freiheit der Literatur sieht Keller dialektisch bezogen auf einen quasianthropologischen Fundus von Narrativen, von Genres und Stoffen, die «sich in einem merkwürdigen oder vielmehr sehr natürlichen fortwährenden Kreislaufe» befinden, sodass «alles wirklich Gute und Dauerhafte eigentlich von Anfang an schon da war und gebraucht wurde» und es «keine individuelle souveräne Originalität und Neuheit im Sinne der Willkürgenies und eingebildeten Subjektivisten» gibt.⁴ Unter diesem Aspekt erscheinen die Narrative selbst als institutionelle Kräfte und Strukturen, die den sozialen, rechtlichen, politischen und religiösen Institutionen im näheren Sinn nicht einfach nur als allgemeine Referenz, als Modell oder als legitimierender Mythos dienen, sondern mit ihnen produktiv interagieren. Und umgekehrt kann die «Symbolisierungsleistung» der Institutionen durch ihre Repräsentation und durch die intensivierete Kommunikation von «Ordnungsideen und Handlungsvorschriften» als «Fiktionalisierung» betrachtet werden.⁵ Neben einer Vielzahl von «äusseren» Beziehungen von Literatur und Institution (real, thematisch, motivisch usw.) sind es mithin auch «innere» Strukturen und Kräfte, die sich in ihrer analogen Funktionsweise oder in ihrer Interaktion erforschen lassen.

Theorien und Forschungen

Es kann und soll hier weder eine allgemeine Geschichte und Theorie der Institutionen noch eine besondere Geschichte der Beziehungen von Literatur und Institution geboten werden. Stattdessen sollen zunächst die wichtigsten Tendenzen der einschlägigen kultur- und literaturwissenschaftlichen Forschungen skizziert und dann das Wechselverhältnis von Literatur und Institution im Hinblick auf die schweizerische Literatur fokussiert werden. Es obliegt den Beiträgen, das jeweils relevante Verständnis von Institution und Institutionalität im Kontext der Theorien und angewandten Forschungen zu spezifizieren.

3 Gottfried Keller: Brief an Paul Heyse, 27. Juli 1881. In: ders.: *Gesammelte Briefe in vier Bänden*. Hg. von Carl Helbling, Bern 1950–1954. Bd. 3.1, S. 57: «Im stillen nenne ich dergleichen [Unwahrscheinlichkeiten] die Reichsunmittelbarkeit der Poesie, d. h. das Recht, zu jeder Zeit, auch im Zeitalter des Fracks und der Eisenbahnen, an das Parabelhafte, das Fabelmäßige ohne weiteres anzuknüpfen. Ein Recht, das man sich nach meiner Meinung durch keine Kulturwandlungen nehmen lassen soll.»

4 Keller: Brief an Hermann Hettner, 26. Juni 1854. *Gesammelte Briefe*, Bd. 1, S. 399.

5 Karl-Siebert Rehberg: Die stabilisierende «Fiktionalität» von Präsenz und Dauer. In: ders., Hans Vorländer (Hg.): *Symbolische Ordnungen. Beiträge zu einer soziologischen Theorie der Institutionen*. Baden-Baden 2014, S. 147–178, hier S. 154 und S. 173.

In der kultur- und literaturwissenschaftlichen Erforschung der Beziehung von Literatur und Institutionen können vornehmlich drei Richtungen unterschieden werden:

1. Sozial- und medienhistorische und -theoretische Ansätze haben die äusserliche Verbindung zu jenen Institutionen untersucht, welche die Literatur verwalten, bewirtschaften, vermitteln und fördern.⁶ Zu nennen sind hier also Kulturämter, Stiftungen, Vereine, Verlage, Bibliotheken, Archive, Schulen, Universitäten, Literaturkritik, Medien. Dabei ist auch die Art und Weise zu berücksichtigen, wie die Literatur (durch sie) selbst institutionalisiert wird und als (nationale, regionale usw.) Institution oder, indem sie sich durch Wandel oder Verweigerung der Institutionalisierung zu entziehen sucht, gewissermassen als Anti-Institution funktioniert.

2. Die literarische Darstellung und (Selbst-)Reflexion der Institutionen und der Beziehung zwischen der Literatur und Institutionen ist seit den 1990er-Jahren im Anschluss an soziologische, rechtstheoretische, diskurshistorische, anthropologische, psychoanalytische und dekonstruktive Ansätze (Niklas Luhmann, Pierre Legendre, René Girard, Michel Foucault, Jacques Derrida, Giorgio Agamben) untersucht worden. Fokussiert werden dabei verschiedene, teils eher formorientierte Aspekte wie Theatralität und Performativität,⁷ teils eher diskursanalytische Aspekte wie die psychophysische Disziplinierung und Kontrolle, die biopolitische Produktion und Regulierung, teils philosophische Aspekte der rechtlichen und politischen (Be-)Gründung.⁸ Auch über andere Aspekte wie diejenigen des Eigenen und Fremden sind bisweilen institutionelle Fragestellungen entwickelt worden.⁹ Von den Studien, welche die beiden Aspekte der Formorientierung und der Diskursanalyse konsequent verbinden, sind die Einzeltextanalysen zum Verhältnis von moderner Romanform und Institution bei Robert Walser und Robert Musil hervorzuheben.¹⁰

6 Vgl. Jacques Dubois: *L'institution de la littérature. Introduction à une sociologie*. Bruxelles 1978; Samuel Weber: *Institution and Interpretation* [1986], Stanford 2001; Philipp Theisohn, Christine Weder (Hg.): *Literaturbetrieb. Zur Poetik einer Produktionsgemeinschaft*. München 2013.

7 Vgl. Csongor Lörincz (Hg.): *Ereignis Literatur. Institutionelle Dispositive der Performativität von Texten*. Bielefeld 2011.

8 Vgl. Armin Adam, Martin Stingelin (Hg.): *Übertragung und Gesetz. Gründungsmythen, Kriegstheater und Unterwerfungsstrategien von Institutionen*. Berlin 1995; Manfred Schneider (Hg.): *Die Ordnung des Versprechens. Naturrecht – Institution – Sprechakt*. Paderborn 2005; Michael Niehaus: *Das Verhör. Geschichte – Theorie – Fiktion*. München 2003; Hubert Thüring: *Das neue Leben. Studien zu Literatur und Biopolitik 1750–1938*. München 2012.

9 Vgl. Corina Caduff (Hg.): *Figuren des Fremden in der Schweizer Literatur*. Zürich 1997; Evi Fountoulakis, Boris Previšić (Hg.): *Der Gast als Fremder. Narrative Alterität in der Literatur*. Bielefeld 2011.

10 Vgl. Rüdiger Campe: *Robert Walsers Institutionenroman. Jakob von Gunten*. In: Rudolf Behrens, Jörn Steigerwald (Hg.): *Die Macht und das Imaginäre*. Würzburg 2015, S. 235–250; ders.: *Das Bild und die Folter. Robert Musils Törleß und die Form des Romans*. In: Ulrike Bergemann, Elisabeth Strowick (Hg.): *Weiterlesen. Literatur und Wissen*. Bielefeld 2005, S. 121–147.

3. Partiiell neu und basal ansetzend konzipiert Albrecht Koschorke¹¹ – teils mit traditionellen und jüngerem soziologischen Theorien (Marcel Mauss, Georg Simmel, Arnold Gehlen, Ralf Dahrendorf, Karl-Siegbert Rehberg, Pierre Bourdieu), teils mit neueren ökonomischen Ansätzen (Douglass North) – Narrative in funktionaler Analogie zu Institutionen beziehungsweise institutionellem Handeln, um gleichzeitig deren Funktionieren zu erhelien. Damit werden auch Phänomene wie Fiktion und Gattungen in ihrer Institutionalität verstehbar und literarisches Handeln konstitutiv im sozialen Kontext verankert.

In der Forschung zur deutschsprachigen Literatur der Schweiz ist der Institutionskomplex vor allem über die Aspekte von Eigenem und Fremdem, aber auch in zahlreichen Studien zur literarischen Kritik an politischen und sozialen Institutionen und schliesslich im Bereich des Literaturbetriebs erarbeitet worden. Vor allem die Aufarbeitung der Geistigen Landesverteidigung hat berechtigterweise viel Aufmerksamkeit auf sich gezogen,¹² dabei aber eine spezifische und zugleich breitere und vertiefte Erforschung von literarischer Institutionalität in den Hintergrund geschoben. Dazu beigetragen haben mag auch der Umstand, dass die Dynamik der Beziehung von Literatur und Institutionen vielleicht weniger spektakulär ausgefallen ist als im europäischen Umfeld, weil in der Schweiz seit 1848 eine relative politische und soziale Stabilität und Kontinuität herrschen. Die nachfolgenden Beiträge zeigen indes, dass die literarischen Auseinandersetzungen mit den Institutionen der Schweiz auch dies- und jenseits von Dürrenmatt und Frisch heftiger und intensiver ausfallen, als es die bisherige Forschungslage vermuten lässt.

Literatur und Institutionalität

Grundsätzlich neigt man dazu, die thematisch-motivische, formale und performative Wirkung von Institutionen in literarischen Texten zu überlesen, weil Institutionen das Alltagsleben seit jeher mit organisieren und regulieren und seit der Moderne zunehmend dichter, aber zugleich auch instabiler und unsichtbarer werden. Die unter *I. Literarische Inszenierungen von Institutionen* versammelten Beiträge bestätigen und widerlegen diese Hypothese zugleich: Sie untersuchen Texte, in denen einerseits Institutionen nicht im thematischen Vordergrund stehen, andererseits vermögen sie zu zeigen, wie dicht und tief sich institutionelle Phänomene und Prozeduren dennoch in literarische Texte einschreiben und wie weitreichend sie in den verschiedenen Dimensionen wirken können. Die Analysen legen dar, wo und wie die Texte reale, diskurspraktische und poetische beziehungsweise poetologische Institutionalität thematisieren, performieren und reflektieren, worin der (kritische) Selbstbezug auf die eigene Institutionalität inbegriffen ist.

¹¹ Vgl. Albrecht Koschorke: *Wahrheit und Erfindung. Grundzüge einer Allgemeinen Erzähltheorie*. Frankfurt a. M. 2012, S. 287–328.

¹² Vgl. Ursula Amrein: «Los von Berlin!» Die Literatur- und Theaterpolitik der Schweiz und das «Dritte Reich». Zürich 2004.

Literatur wirkt mit ihrem Fiktions-, Formungs- und Reflexionsvermögen in die sozialen und politischen Fundamente hinein, ohne dass sie selbst notwendigerweise schon institutionalisiert erscheinen muss in Form einer Nationalliteratur, Minderheitenliteratur, Subkultur, Instanz der Kritik, der Autonomie (im Sinn einer ihr zugesprochenen Diskursfunktion) usw. Auf der elementarsten Ebene kann die poetische Kraft als konstitutiv für die humanisierende ‚Verfassung‘ des individuellen und kollektiven Lebens und können Narrative selbst als institutionsförmige Strukturen und Performative aufgefasst werden.¹³ Wiederum umgekehrt bewahren poetische Texte ein anarchisches oder subversives Potenzial, das ihrer eigenen Institutionsförmigkeit entgegenstreben und diese auflösen kann. Die Beiträge zu Werken und Texten, in denen bestimmte Institutionen im thematischen Mittelpunkt stehen und ihre Funktionsweisen sowie Fundierung explizit konstruktiv oder kritisch befragt werden, bilden unter *IV. Literarische Konstruktionen und Kritik von Institutionen* eine eigene Rubrik.

Institutionen der Literatur

Mit Blick auf die Institutionalisierungen der Literatur in einem weiteren Sinn offenbart schon ein flüchtiger Streifzug durch die Schweizer Literaturgeschichte eine Vielfalt an Phänomenen: Keller erhielt in den 1840er-Jahren ein grosszügiges Stipendium des Kantons Zürich, das ihm den Aufbau einer Schriftstellerexistenz ermöglichte. Der Schweizerische Schriftstellerverein (SSV) (Carl Albert Loosli war die treibende Kraft bei seiner Gründung), die Schweizerische Schillerstiftung,¹⁴ die Stiftung Pro Helvetia, eine grosse Zahl von kommunalen, kantonalen und eidgenössischen Literaturkommissionen, eine Handvoll Literaturhäuser, ein erstes Literaturinstitut in Biel zur Ausbildung von Autorinnen und Autoren und andere mehr setzten und setzen sich zum fast paradoxen Ziel, Schriftstellerinnen und Schriftsteller in ihrem (vermeintlichen) Freisein zu unterstützen. Gleichzeitig entstanden aus solchen Institutionalisierungen von Literatur – wie die Rolle des SSV während der Geistigen Landesverteidigung zeigt, die in verschiedenen Institutionen bis in die Gegenwart fortwirkt –, neue Zwänge in Form von offenem oder unterschwelligem Anpassungsdruck und von Kämpfen um Anerkennung und Mittel. Während Literatur und Literaturkritik in den Zeitschriften und Zeitungen schon im 18. Jahrhundert zu konstanten Rubriken wurden, konnte sich die universitäre Beschäftigung mit Literatur in der Schweiz erst ab Mitte des 19. Jahrhunderts als offizielle Disziplin der ‚Literaturgeschichte‘ etablieren. Die Prozesse der Institutionalisierung in überge-

¹³ Vgl. allgemein Wilhelm Voßkamp: Gattungen als literarisch-soziale Institutionen. In: Walter Hinck (Hg.): Textsortenlehre, Gattungsgeschichte. Heidelberg 1977, S. 27–44; Tilmann Köppe: Die Institution Fiktionalität. In: Tobias Klauk, ders. (Hg.): Fiktionalität. Ein interdisziplinäres Handbuch. Berlin 2014, S. 35–49.

¹⁴ Vgl. den Beitrag von Louanne Burkhardt und Dominik Müller in diesem Band, S. 201–228.

ordneten Organisationen behandeln die unter II. Institutionalisierungen von Literatur versammelten Beiträge, den exklusiv der Literatur beziehungsweise den Autorinnen und Autoren gewidmeten Einrichtungen und Ereignissen widmen sich die Beiträge unter III. Literaturinstitutionen.

Beiträge in diesem Band

I. Literarische Inszenierungen von Institutionen

Die Frage nach Sinn und Zweck der institutionellen Strafe ist einer der Themenkomplexe, denen Emmy Hennings in ihrem literarischen Schaffen beharrlich Aufmerksamkeit geschenkt und Gestalt verliehen hat. Besonders prominent behandelt wird sie in drei längeren Prosatexten: *Gefängnis* (1919), *Das graue Haus* (1924) und *Das Haus im Schatten* (1930). Der Beitrag von Jael Bollag «Das Brutale kann man nicht bezaubern – Emmy Hennings’ literarische Genealogie der Strafe» zeigt auf, wie in diesen drei Gefängnistexten die Strafe als eine wesentliche Grundinstitution menschlicher Gemeinschaft, als eine Fundierung des Anthropologischen schlechthin erkundet wird. Die Aktualität von Hennings’ analytisch durchdrungenem Erzählen verdeutlicht Bollag anhand des Abgleichs der literarischen Texte mit der ethnografisch wie auch genealogisch gestützten Studie *Der Wille zum Strafen* (2017) des französischen Soziologen und Anthropologen Didier Fassin. Entlang der drei Grundfragen – 1) Was ist Strafen? 2) Wen bestrafen wir? 3) Warum strafen wir? – wird dargelegt, dass sich Hennings’ Texte als literarische Genealogie der Strafe lesen lassen, die sich, im Sinne einer kritischen Anthropologie, der Frage nach Herkunft und Nutzen der institutionellen Strafe suchend annimmt. Diese Genealogie legt philosophisch-kulturhistorische Erkenntniskraft frei, indem sie den Aporien moderner Machtausübung entlang einer Gleichzeitigkeitsstrategie von Normierung, Disziplinierung und Transzendierung nachgeht und jenen dunklen Rest der Strafe performiert, der sich nicht rationalisieren lässt – die bloße Lust an Gewalt.

Caspar Battegay befasst sich in seiner Studie «Fürchterliche Freiheit» mit «Annemarie Schwarzenbachs Kritik der Institutionalität», die sich vor allem in ihren späten Texten, *Das glückliche Tal* (1940) und *Das Wunder des Baums* (1941/42), radikalisiert: Schwarzenbach beobachtet, wie die institutionellen Kräfte alle sozialen Beziehungen und Verhältnisse – Anstalten, Gesellschaften, gemeinschaftliche Gruppen, Freundschaften, Paare usw. – unablässig durchwirken und bestimmen. Die bürgerlichen europäischen Normen, Moralvorstellungen und Institutionen werden von Schwarzenbach als entleert und vom Faschismus ausgehöhlt beschrieben. In *Das glückliche Tal* sind es das Motiv der Reise und die Erzählperspektive eines deplatzierten, ambivalenten Ichs, die die Bedingungen von Institutionalität reflektieren, was Battegay zum Anlass nimmt, Schwarzenbachs Poetik der Reise im Kontext der zeitgenössischen Reiseliteratur zu beleuchten. Der Roman *Das Wunder des Baums* konkretisiert diese Machtkritik mit der Beschreibung des «Spitals

der Internierten» im kolonialen Kongo. Dieser Welt von Macht und Ohnmacht stellt Schwarzenbach keine politischen Forderungen gegenüber, sondern eine Erfahrung, die sich ausserhalb von Macht und Ohnmacht abspielt, eine Erfahrung des Lebens ausserhalb jeglicher Institutionalität und ihrer symbolischen Ordnung. Auf eine solche (letztlich mystische) Erfahrung zielt auch Schwarzenbachs Schreiben in den analysierten Texten.

Ulrich Webers Beitrag «Was bleibt, stifte ich den Dichtern – Dürrenmatts Dramaturgie der Institutionen und die Gründung des Schweizerischen Literaturarchivs» greift Dürrenmatts Verhältnis zu den Institutionen aus einer naheliegenden und doch ungewohnten Perspektive auf. So einprägsame Einzelfiguren wie die alte Dame Claire Zachanassian, die verrückte, machtbesessene Irrenärztin Mathilde von Zahnd oder der hühnerzüchtende Kaiser Romulus können darüber hinwegtäuschen, dass Dürrenmatt auch ein Dramatiker der Institutionen war. Wie kein Zweiter hat er die Mechanismen, die Eigendynamik, die Pannenanfälligkeit und die Perversionen von Institutionen studiert und inszeniert. Welche Handlungsspielräume lassen das Kollektiv und dessen Institutionen dem Individuum überhaupt noch? Dürrenmatts Stücke zeigen immer wieder das Scheitern des Einzelnen beim Versuch, institutionelle Dynamiken mit mutigen Handlungen zu beeinflussen und Sachzwänge zu durchbrechen. Die kollektiven Systeme, Organisationen und Institutionen verselbständigen sich gegenüber dem Handeln ihrer Mitglieder, reduzieren diese zu blossen Systemfunktionen, was auch die Unterhöhnung des Dramas als Darstellungsform des sprachlich handelnden Menschen bedeutet. Doch macht sich neben dieser skeptischen, ja pessimistischen Sicht bei Dürrenmatt gelegentlich auch eine vorsichtig positive bemerkbar, wenn die Institutionen sich vom Pathos der Nationalismen verabschieden. Dürrenmatt sieht die Aufgabe des Staates primär im Bereitstellen einer funktionsfähigen sozialen, kulturellen und demokratisch-politischen Infrastruktur und nicht in der Propagierung von Heilsversprechen und erhabenen Werten – die unabdingbare Gewährleistung der Menschenrechte einmal vorausgesetzt. Vor diesem Hintergrund kann auch die Initiative zur Gründung eines Schweizerischen Literaturarchivs verstanden werden, dessen beste Qualifikation im Rückblick auf die 25 Jahre seines Bestehens im Fazit besteht: «Es funktioniert!»

Andreas Mauz befasst sich in seinem Beitrag «Haus Gottes – Zur literarischen Ekklesiologie» damit, wie die Kirche als Institution konfessioneller Christlichkeit in vielfältiger Weise in den literarischen Diskurs hineinspielt. Innerhalb dieses breiten Horizonts exploriert der Beitrag die Kirche als eine primär textanalytisch konturierte literarische Ekklesiologie. Anhand einer Reihe von Beispielen (Hansruedi Meier-Rohner, Marcus Richmann, Gerhard Meier, Friedrich Dürrenmatt) diskutiert er Formen und Funktionen, die den Sakralraum Kirche als literarischen Raum der neueren deutschsprachigen Literatur der Schweiz auszeichnen. Mauz kommt zum Schluss, dass trotz der Konjunktur, die das Raumthema in den vergangenen Jahren im literaturwissenschaftlichen Diskurs und weit darüber hinaus erfahren hat, der literarische Raum der Kirche mit seinem

kaum bestreitbaren kulturgeschichtlichen Gewicht erstaunlicherweise ein weisser Fleck geblieben ist.

Ausgehend von literarischen Schlüsseltexten sowie Selbstzeugnissen in Briefen und Interviews beleuchtet *Christoph Gellner* in seinem Beitrag «Kirche, Kloster & Co.» – Brennpunkte der Auseinandersetzung mit Religion bei Otto F. Walter, Adolf Muschg und Thomas Hürlimann» die enge Verflochten- und Bezogenheit von Religion und Literatur. Sowohl biografisch als auch thematisch bilden Religion und Spiritualität einen zentralen Bezugspunkt der literarischen Produktivität der drei Autoren, der bis in die Poetik ihrer Texte hineinwirkt. Dies gilt für Hürlimanns durch den frühen Krebstod seines Bruders ausgelöste Auseinandersetzung mit der Theodizeeproblematik ebenso wie für Muschgs Faszination für den japanischen Zen-Buddhismus. Und Walters Religions- und Patriarchatskritik ist nicht zu verstehen ohne seine tiefe Sympathie für eine «Kirche von unten». Das Schaffen aller drei Autoren dokumentiert so nicht einfach Ablösung, Verabschiedung und Sich-frei-Schreiben von institutionalisierter Religion, sondern auch einen Gewinn an künstlerischer Kreativität in der produktiven Anverwandlung, Umgestaltung und Umdeutung eines vielfältigen religiösen Sprach-, Bilder- und Formenreservoirs. Es steht für eine «postsäkulare» Aufmerksamkeit für Religiös-Spirituelleres, üben doch die drei Deutschschweizer Schriftsteller nicht nur Kritik an kirchlicher Bigotterie und bürgerlicher Vergemütlichung des Christlichen, sondern decken auch Wahrnehmungslücken des säkularistischen Zeitgeists auf und benennen religiös-spirituelle Leerstellen.

David-Christopher Assmann entwickelt in seinem Beitrag «zu pompös, zu aufgesetzt, zu konstruiert» – Literatur, ihre Institutionen und Peter Zeindlers *Der Schreibtisch am Fenster*» den Begriff der «Literaturbetriebs-Szene». Dabei geht es um das Phänomen, dass namentlich fiktionale literarische Texte den Zusammenhang von individuellen Schreibszenen, Akteurinnen beziehungsweise Akteuren und Organisationen des Literaturbetriebs beleuchten und inszenieren. Zeindlers Roman ist dafür ein einschlägiges Beispiel, weil er den Literaturbetrieb zu einem seiner Themen macht, indem er einen Protagonisten vorführt, der seinerseits einen Roman über den Literaturbetrieb schreibt. Zu einem Teil des Literaturbetriebsspektakels ist Zeindlers Roman selbst allerdings nicht geworden. Dies lässt sich zum einen darauf zurückführen, dass Zeindler selbst nicht im vollen Ausmass im Literaturbetrieb anerkannt ist, zum anderen darauf, dass der Roman sich bemüht, dem Literaturbetrieb ein Autonomiekonzept der Literatur entgegenzustellen.

II. Institutionalisierungen von Literatur

Von allen Beiträgen des vorliegenden Bandes greift der Aufsatz «Zeitungen der Helvetik – Identität zwischen Literatur und Institutionen» am weitesten zurück in die Geschichte. *Birthe Lehmann-Büttner* untersucht die Rolle der Zeitungen bei der Identitätssuche der Schweiz nach dem Zusammenbruch der alten Eidgenossenschaft. In ihrer Analyse von literarischen Elementen in dieser Publizistik orientiert sie sich an Paul Riceurs Konzept der narrativen Identität. Sie kann zeigen, wie sowohl die Verfechter der alten Ordnung

als auch die des neuen Einheitsstaates bestimmte Metaphern oder Kollektivsymbole der eidgenössischen Erinnerungskultur im Hinblick auf die Staatsordnung und das sie prägende Verständnis der Nation refigurieren. Dieser Fundus literarischer Bilder stellt, wenn nicht eine eigentliche Institution, so doch einen wirkungsmächtigen Faktor in einem politischen Prozess dar. Eine wichtige Rolle spielen dabei die Figuren Wilhelm Tells und der Helvetia sowie das Bild der Eiche als Freiheitsbaum. Neu eingeführt wird die Metapher des Rosenstocks, der zurechtgeschnitten werden muss, um neu aufblühen zu können. Lehmann-Büttner kann auch zeigen, wie in der Bildpolitik beider Parteien einerseits die Beziehung zwischen Medien und Staat im Spannungsfeld von Autonomie und Heteronomie, andererseits die Interdependenz der Medien sichtbar werden.

Conrad Ferdinand Meyer gilt als Dichter, der fern jeder Bindung an Institutionen nur für seine Kunst lebte. Unter dem Titel «Ich avancire entschieden zum Localdichter». Conrad Ferdinand Meyers Auftragsgedichte» richtet *Rosmarie Zeller* den Blick nun erstmals auf eine kleine Abteilung von Texten, die dieses Bild modifizieren. Es sind Gedichte, die der Dichter zu verschiedenen offiziellen Anlässen schrieb, zunächst vor allem für Musiker und Chöre. Auch als Festdichter in nationalen Belangen aufzutreten, war Meyer erst bereit, als Gottfried Keller diese Rolle nicht mehr erfüllen konnte. Trotz einer gewissen Geringschätzung dieser Produktion – anders als Keller nahm Meyer seine Gelegenheitsgedichte nicht in seine Lyrik-Sammlung auf – verwendet er darin zum Teil anspruchsvolle Vers- und Reimschemata. Von Keller unterscheidet sich Meyer auch, wenn er selbst bei der Feier technischer Errungenschaften der Moderne auf die Vergangenheit zurückgreift und die Solidarität der alten Eidgenossen und deren Freiheitskriege beschwört. Anhand der Korrespondenz Meyers mit Julius Rodenberg kann Zeller zeigen, wie sehr der sonst kaum wirkungsorientiert schaffende Dichter bei Gedichten dieses Typs die politische Resonanz einzukalkulieren versucht, sich dabei aber einmal mehr eher auf den Grossraum der deutschen Sprache ausrichtet als auf die Schweiz.

Dass die Einrichtung fester Lehrstühle für Neuere Deutsche Literatur (beziehungsweise Neuere Deutsche Philologie) keine Selbstverständlichkeit, aber auch keine rein reichsdeutsche Erfindung war, sondern «kooperativ» zwischen den Ländern Deutschland, Österreich und der Schweiz erfolgte, legen *Tom Kindt* und *Hans-Harald Müller* in ihrem disziplingeschichtlichen Beitrag dar: «Ludwig Hirzel und die Institutionalisierung der Neueren Deutschen Literaturgeschichte in der Schweiz». Sie geben zunächst einen Überblick über den akademischen Werdegang Hirzels, seine Kontakte zu anderen Gelehrten und sein Wirken als Kantonsschullehrer in Frauenfeld und Aarau. In einem Kreis von gerade mal vier weiteren Konkurrenten bewarb sich Hirzel 1873 erfolgreich um die Nachfolge von Carl Rudolf Pabst in Bern, dessen Ordinariat gerade verstetigt worden war. Das Fallbeispiel illustriert so, wie man sich vor der Etablierung des Fachs für einen Lehrstuhl in Neuerer Deutscher Literatur qualifizierte. In Bern lehrte und arbeitete Hirzel bis zu seinem Tode und wirkte so an der Institutionalisierung der Germanistik mit, unter anderem 1885 als Mitbegründer des Deutschen Seminars der Universität.

Ralph Müller fragt in seinem Beitrag «Jugendbuch und Institution. *Die Schwarzen Brüder* von Lisa Tetzner und Kurt Held (d. i. Kurt Kläber)» danach, wie verschiedene Akteure – Verlage, Bildungseinrichtungen, lesende Kinder und Jugendliche und ihre Erziehungsberechtigten – in einer «institutionalisierten Praxis» des Zusammenwirkens die literarische Produktion eines bestimmten Text-Typs begleiten und steuern. Ob die Autorschaft für den historisch instruktiven Beispieltext der *Schwarzen Brüder* Lisa Tetzner zukommt, unter deren Namen er veröffentlicht wurde, oder doch eher ihrem Mann, Kurt Kläber, ist bis heute umstritten. Unbestritten dürfte aber sein, dass dieser Roman in besonderer Weise von Institutionen geprägt worden ist. Zunächst ist da die Fremdenpolizei zu nennen, welche die Flüchtlinge aus dem Deutschen Reich streng beobachtete; sodann der Schweizerische Schriftstellerverband, der sich bemühte, die Interessen schweizerischer Autorinnen und Autoren durch die Behinderung der Arbeit von Emigrantinnen und Emigranten zu schützen. Ganz besonders ist aber der Einfluss des Verlags Sauerländer hervorzuheben sowie der Richtlinien der schweizerischen Jugendschriftenkommission. Sie nehmen Einfluss auf den Stil und Inhalt des Romans und führen – in Anbetracht der Umstände – zu einem erstaunlich patriotischen Text.

Klaus Pezold blickt in einem weiteren disziplingeschichtlichen Beitrag – «Zur Bedeutung der Institutionenfrage für die Konzeption der *Geschichte der deutschsprachigen Schweizer Literatur im 20. Jahrhundert* (Berlin 1991)» – auf die Entstehung eines Werkes zurück, das in den letzten Jahren der DDR unter seiner Leitung von einem «Autorenkollektiv» erarbeitet wurde. Insbesondere Schweizer Rezensierende rühmten an Pezolds Werk den konsequenten Einbezug institutioneller Rahmenbedingungen der literarischen Produktion (Literaturförderung, Verlage, Massenmedien etc.). Diese Ausrichtung verdankte sich laut Pezold namentlich den Überlegungen des Romanisten Werner Krauss, die von der offiziellen DDR-Doktrin abwichen. Krauss verlangte von der Literaturgeschichtsschreibung eine «Erforschung der spezifischen literarischen Umweltverhältnisse», die sich nicht mit einem vulgärmaterialistischen Rückbezug auf die «ökonomischen Grundverhältnisse» begnügt. Dieser Ansatz erlaubte zudem, spezifisch Schweizerisches herauszuarbeiten, auch wenn dieses an gewissen Werken nicht so ohne Weiteres ins Auge springt, wie Pezold am Beispiel Gerhard Meiers veranschaulicht.

III. Literaturinstitutionen

Unter den Institutionen, welche sich in der Schweiz exklusiv mit Literatur befassen, zeichnet sich die Schweizerische Schillerstiftung nicht nur dadurch aus, dass sie eine der ältesten ist, sondern auch dadurch, dass sie dabei alle vier Landessprachen im Blick hat. Der Beitrag «Hüterin der nationalen Literatur unter der Aufsicht des Bundes – Mehrsprachigkeit und Literaturpreise in den Anfängen der Schweizerischen Schillerstiftung» von Louanne Burkhardt und Dominik Müller wertet Teile des reichen Archivmaterials aus, das die Stiftung 2018 einer Institution mit verwandter Zielsetzung schenkte, dem Schweizerischen Literaturarchiv. Der Beitrag zeichnet nach, wie die Gründer der Stiftung

1905 eine Institution schufen, die – von der schon 1869 ins Leben gerufenen Deutschen Schillerstiftung unabhängig – auf die Gegebenheiten der Schweiz abgestimmt war. Insbesondere wird untersucht, wie die Stiftung in den ersten dreissig Jahren ihres Bestehens unter der straffen Führung Hans Bodmers der Viersprachigkeit der Literatur aus der Schweiz Rechnung trug und wie sie ihre anfängliche Funktion, notleidende Autorinnen und Autoren zu unterstützen, durch die Schaffung von Preisen erweiterte. An den Diskussionen um die Verleihung ihrer höchsten Auszeichnung, des grossen Schillerpreises, an den politisch umstrittenen, in Deutschland lebenden Jakob Schaffner (1930) und an den Westschweizer Charles Ferdinand Ramuz (1936) wird aufgezeigt, wie die Stiftung ihre politische und sprachregionale Neutralität zu wahren suchte.

1891 wurde in Zürich das zum grossen Teil von Privatpersonen aus dem Zürcher Bürgertum finanzierte neue Stadttheater (und heutige Opernhaus) eröffnet, das nach dem Brand des alten Aktientheaters in weniger als zwei Jahren erbaut worden war. Der Beitrag von *Stefanie Leuenberger* «Das Publikum in die Moderne führen. Carl Spittlers Festspiel zur Eröffnung des neuen Stadttheaters in Zürich und C. F. Meyers Prolog (1891)» skizziert die Umstände von Bau und Eröffnung. Er geht dann den Fragen nach, warum die beiden Nichtdramatiker Meyer und Spittler als Autoren für die Theatereröffnungswerke angefragt wurden und wie sie die Aufgabe, ein nicht nur eigenständiges, sondern auch kritisches und modernes Werk vorzulegen, gemeinsam lösten, obwohl die Theaterleitung ihren Handlungsspielraum einschränkte, indem sie zum Beispiel die Bühnenausstattung im Voraus festlegte. Leuenbergers These lautet, dass Meyer, der hier nach dem Beitrag von Rosmarie Zeller ein zweites Mal als Gelegenheitsdichter erscheint, in Absprache mit seinem Kollegen die Aufgabe übernahm, die kalkulierte Biederkeit und Harmlosigkeit von Spittlers Stücks zu brechen und die satte Wohlgefälligkeit des Bildungsbürgertums zu erschüttern.

Anders als die vom Bürgertum für die Literatur und für das eigene kulturelle Selbstverständnis unterhaltenen Institutionen, die in den beiden ersten Beiträgen dieser Abteilung zur Sprache kommen, sind Vereine von Schriftstellerinnen und Schriftstellern Institutionen, die von den Betroffenen selber geschaffen werden. *Daniel Annen* leitet seine Ausführungen «Zum Innerschweizer Schriftstellerinnen- und Schriftstellerverein ISSV. Institution als Traditions- und Erneuerungsfaktor» mit der Feststellung ein, dass sich die von ihm präsentierte Institution seit ihrer Gründung enorm gewandelt habe, was sich unter anderem daran zeige, dass von 1987 an die Schriftstellerinnen im Vereinsnamen erscheinen. Die Vorgeschichte der 1943 erfolgten Gründung wird bis 1935 zurückverfolgt. Am Anfang stand der Unmut darüber, dass katholische Anliegen im Schweizerischen Schriftstellerverein zu wenig Gehör fänden. Zu den *idées directrices* des neu gegründeten Vereins gehörte dann neben dem Katholizismus auch die Geistige Landesverteidigung, die in Bundesrat Philipp Etter einen Innerschweizer Katholiken zum Vater hatte. Am Beispiel von Josef Konrad Scheubers Jugendroman *Trotzli begegnet dem Bruder Klaus* (1946) wird aufgezeigt, wie sich diese Leitvorstellungen in der Erzählpraxis niederschlugen. Dass aber

auch in der Innerschweiz der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts schon anderes möglich war, wird an einem prominenten Gegenbeispiel gezeigt, Meinrad Inglin's *Schweizerspiegel* (1938), dessen Schreibweise nicht mehr *eine* Wahrheit zu verkünden sucht, sondern im Bewusstsein, dass Wahrheit nur stückweise zu haben ist, unterschiedliche Perspektiven zur Geltung kommen lässt.

Daniel Rothenbühler macht eine Instanz zum Thema seines Aufsatzes «... dass sie sich trotzdem ihre Einflussräume erkämpfen». Zur Rede des Schweizer Bundespräsidenten an der Frankfurter Buchmesse 1998», die für das Verhältnis von Literatur und staatlichen Institutionen eine zentrale Rolle spielt, sich aber den Kategorien einer Soziologie der Institutionen entzieht: die Intellektuellen. Als Vertreter universeller Werte bilden sie eine kritische Gegenmacht zu den staatlichen Institutionen. Rothenbühler knüpft an die Rede an, in welcher der damalige Schweizer Bundespräsident Flavio Cotti anlässlich der Frankfurter Buchmesse von 1998 die Kulturschaffenden seines Landes aufforderte, sich weiterhin auf gesellschaftskritische Weise zu äussern. Für Cotti verdankten Autoren wie Keller, Frisch oder Dürrenmatt ihre Rolle als kritische Mahner der Nation der Tatsache, dass die nationale Kultur der Schweiz aufgrund ihrer Mehrsprachigkeit politischer Natur ist. Mit Berufung auf den französischen Soziologen Pierre Bourdieu zeigt Rothenbühler, dass es weniger die Nähe zu den politischen Institutionen als die grösstmögliche Autonomie des intellektuellen Feldes ist, die den Intellektuellen in der Schweiz erlaubt, unter Berufung auf die Normen ihrer Kunst politisch einzugreifen. Im Unterschied zu den Autorinnen und Autoren im homogenen und zentralistischen Frankreich finden jene der Schweiz die zum politischen Eingriff notwendige Autonomie und Distanz zu den Machtfeldern nicht innerhalb ihrer Nation, sondern in der Anerkennung auf den literarischen Feldern der grossen Nachbarländer. Mit ihren dortigen Kolleginnen und Kollegen teilen sie aber auch die Erfahrung, dass intellektuelle Figuren aufgrund der wachsenden Beherrschung des literarischen und künstlerischen Feldes durch Marktmächte und neue Kommunikationstechnologien heute weniger politischen Einfluss geltend machen können als früher.

IV. Literarische Konstruktionen und Kritik von Institutionen

Die Sensibilität für institutionelle Missstände verdanken die Autoren, die im Zentrum der Beiträge dieser vierten Abteilung stehen, persönlichen Erfahrungen. Carl Albert Loosli und Walter Matthias Diggelmann machten sie auf schmerzliche Art schon als Kinder in Erziehungsanstalten, Hermann Burger lernte die Schweizer Armee als Milizsoldat kennen. Der Pfarrer-Dichter Albert Bitzios alias Jeremias Gotthelf hatte von Amtes wegen mit verschiedenen Institutionen des Armen- und des Erziehungswesens zu tun, für die er sich dann in einem aussergewöhnlichen Masse engagierte. Das vergegenwärtigt *Patricia Ziblmann* in ihrem Beitrag «Wie ein weggeworfenes Zündhölzchen. Jeremias Gotthelf über kommunale Institutionen und die Rolle des Pfarrers». Die Untersuchung exemplarischer literarischer und publizistischer Texte sowie amtlicher Schriftstücke aus

den 1830er-Jahren zeigt, welche wichtige Rolle Gotthelf den Gemeindevorstehern für die Akzeptanz des Gemeinde- und Staatswesens durch die Einwohnerschaft zuweist. Als Voraussetzungen für eine «gute» Amtsführung nennt Gotthelf den tugendhaften Charakter der Amtsträger und die Unterstützung durch übergeordnete Behörden, die er in Visitationsberichten zunehmend als ungenügend anprangert. In seinen als Aktuar des örtlichen Sittengerichts verfassten Schreiben kritisiert er unklare oder sich widersprechende kantonale Kompetenz- und Kommunikationsregelungen. Auch den Pfarrern weist er eine herausragende Bedeutung als Mittler zwischen verschiedenen Interessen und zwischen lokalen Besonderheiten und kantonaler Gesetzgebung zu, was über deren seelsorgerische Kompetenz hinausgeht.

Das Werk des Publizisten und Schriftstellers (und Gotthelf-Bewunderers) Carl Albert Loosli ist wie kaum ein anderes der neueren Literatur von der Institutionskritik geprägt. In seinem Beitrag «Denn das Leben ist keine Anstalt. Carl Albert Looslis Institutionskritik und ihre Grenzen» untersucht *Hubert Thüring* die sachliche und methodische Ausrichtung sowie die philosophischen Grundauffassungen dieser Kritik. Zunächst werden in der 1924 erschienenen Streitschrift *Anstaltsleben* die grundlegenden Spannungslinien – innen/ausen, Individuum/Kollektiv, Allmacht/Ohnmacht sowie Recht/Leben – herausgearbeitet und die im Verhältnis von Recht und Leben beobachteten Aporien anhand von Giorgio Agambens Theorie der Rechtsbegründung ausgelotet. Wie sich die Entwicklung von Looslis Institutionskritik vor dem Hintergrund dieser Aporetik ausnimmt, analysiert Thüring sodann anhand der beiden Schriften *Verdingkinder* (1945) und «*Administrativjustiz*» (1939). In *Vom Recht* (1941) gelangt Loosli schliesslich an einen Punkt, an dem sich der reformerische Optimismus der praktischen Kritik und die philosophische Einsicht in die Fatalität der rechtsbegründenden Instituierung des Lebens gegenüberstehen. Loosli entscheidet sich hier für den Optimismus. Doch im narrativen Modus der Literatur hat er im Kriminalroman *Die Schattmattbauern* (1926/1929–30) die «fatale» Wahrheit der Institution sich bereits offenbaren lassen. Daran zeigt sich laut Thüring auch, dass Narrative selbst «institutionell» gedacht werden können und ihre literarische Entfaltung philosophische Erkenntnis an den Tag zu bringen vermag.

Margit Gigerl stellt in ihrem Beitrag «Nonkonformisten und literarische Gartenzwerge. Walter Matthias Diggelmann und die Zertrümmerung erstarrter Institutionen» einen weiteren prominenten Kritiker der Institutionen vor. Diggelmann fungiert im literarischen Feld der Nachkriegsmoderne als einer der prononciertesten Repräsentanten der *littérature engagée*, die die Frage nach der öffentlichen Rolle und Funktion von Literatur in der Schweiz neu lanciert. Vor dem Hintergrund der «Wiedergeburt» der Geistigen Landesverteidigung aus dem Geist des Kalten Kriegs wird die Debatte um die *angry young men* helvetischer Provenienz (die so jung nicht waren) zu einer fundamentalen Polemik um die Autonomie der Literatur. In seinem 1965 publizierten «erfundenen Tatsachenbericht», dem Roman *Die Hinterlassenschaft*, verhandelt der Autor mit der persönlichen Geschichte des jungen David Boller alias Fenigstein zugleich die «Hinterlassen-

schaft» einer unbewältigten Schweizer Vergangenheit zur Zeit des Nationalsozialismus und die Gegenwart der kalten Nachkriegszeit. Der Roman vertritt die These, dass die «antikommunistischen Brandstifter von heute [...] weitgehend die faschistischen Brandstifter des Antisemitismus der dreissiger Jahre und die sogenannten «Vaterländischen» (lies Anpasser) der vierziger Jahre»¹⁵ waren.

Im letzten Beitrag des Bandes, «Hermann Burgers Nachtwachen im Panzer. Der bürgerliche Schriftsteller und die Schweizer Armee 1968–1989», rückt *Elias Zimmermann* noch eine weitere der wirkungsmächtigen Institutionen der Schweiz im 20. Jahrhundert in den Blick, die Armee. Dabei geht es um einen Autor, den seine literarische Verspieltheit zu einem Antipoden der *littérature engagée* zu machen scheint. Zimmermann beginnt mit einem 1983 erschienenen Essay, in dem sich Burger als geborener, zeitlebens engagierter Pazifist und Militärgegner inszeniert. Gesamtwerk, Nachlass und Zeitzeugen geben jedoch ein ambivalentes und wechselhafteres Bild: In Burgers Entwicklung vom vehementen Antikommunisten und pflichtbewussten Soldaten zum – weiterhin dezidiert bürgerlichen – Armeekritiker lassen sich mentalitätsgeschichtliche Zwiespälte und Verschiebungen ausmachen, die bis Ende der 80er-Jahre eine ganze Generation von Intellektuellen betroffen haben. Während der Autor in den 70er-Jahren Kadertagungen für höhere Offiziere organisiert und sich dabei nach seinem Vorbild Karl Schmid zum «Stabsintellektuellen» aufschwingt, verfasst er Satiren über organisatorische Leerläufe sowie den grassierenden Abzeichen- und Beförderungs-Fetisch. In einem bissigen Schweizerischen Militärroman, der nie über Skizzen hinausgekommen ist, plante Burger, das institutionell-politische Problem auf eine existentielle Ebene zu heben: Die Armee wird zum Modell einer Lebensform, die mit dem eigentlichen Gegner, dem Tod, nicht umzugehen weiss. In Burgers grossem Roman *Die Künstliche Mutter* (1982) erscheint ein zweckentfremdetes Militär gerade aufgrund seiner absurden Anlage als Steigbügelhalter zur existentiellen Rettung.

Anlass und Dank

Initiiert wurde dieser Band durch die im September 2016 von der Gesellschaft für die Erforschung der Deutschschweizer Literatur (G. E. D. L.) mit Unterstützung des Schweizerischen Nationalfonds (SNF) und des Schweizerischen Literaturarchivs (SLA) veranstaltete Tagung im SLA. Die Vorträge und Diskussionen offenbarten, dass es sich lohnte, das noch wenig behandelte Forschungsgebiet mit weiteren Beiträgen anzureichern. Die zusätzlich eingeworbenen Beiträge und die gründlich überarbeiteten und erweiterten Vorträge haben zusammen einen Band ergeben, der beanspruchen kann, einen Grundriss von Forschungsfragen zu Literatur und Institution, eine repräsentative Breite von Autorinnen

¹⁵ Vgl. S. 327 in diesem Band.

beziehungsweise Autoren und Themen sowie eine historische Tiefendimension der neueren deutschsprachigen Literatur der Schweiz seit der Helvetik zu bieten. Die Herausgeber-schaft hat Wert darauf gelegt, nach Möglichkeit Autorinnen und Autoren zu favorisieren, zu denen nicht schon reichlich themennahe Forschung vorliegt, also Conrad Ferdinand Meyer anstatt Gottfried Keller, Emmy Hennings und Carl Albert Loosli anstatt Friedrich Glauser, Walter Matthias Diggelmann und Hermann Burger anstatt Max Frisch. Dies gilt auch für die Diversität der verschiedenen Institutionen und der Literaturinstitutionen: nicht nur Gefängnis und Justiz, sondern auch Kirche und Militär, nicht der Schweizerische Schriftstellerverband und die Geistige Landesverteidigung, sondern die Schillerstiftung und der Innerschweizer Literaturverein. Dass die Erfüllung der hohen Ansprüche auch die Lücken vermehrt und verdeutlicht, versteht sich von selbst.

Danken dürfen wir zuvorderst den Autorinnen und Autoren für ihre Beiträge und ihre Geduld, welche die Komposition des Bandes forderte, sodann dem SLA für die Unterstützung bei der Durchführung der Tagung, dem SNF für die finanzielle Förderung der Tagung und der Publikation, Damaris Gut, Julia Sommer und Thomas Studer für die redaktionelle Mitarbeit.